

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Barbara Vine
Heuschrecken

Roman
Aus dem Englischen von
Renate Orth-Guttmann

Titel der 2000 bei Viking, London
erschienenen Originalausgabe: ›Grasshopper‹
Copyright © 2000 by Kingsmarkham Enterprises Ltd.
Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2001
Diogenes Verlag AG Zürich
ISBN 3 257 06275 3

Meine erste Kletterpartie ging auf einen Baum. Ulmen, hatte mir ein alter Mann aus unserem Dorf gesagt, seien am günstigsten zum Klettern, weil bei ihnen kleinere Äste und Zweige direkt aus dem Stamm wachsen, an denen man Halt findet. Doch das Ulmensterben hatte schon vor meiner Geburt eingesetzt, und als ich zehn war, hatte der holländische Ulmenpilz, ein Schlauchpilz, sämtliche Ulmen abgewürgt. Der erste Baum, auf den ich stieg, war eine Eiche, dann nahm ich mir Roßkastanien und Linden vor und wieder Eichen. Eschen sind schwierig, weil sie – das genaue Gegenteil von Ulmen – am unteren Teil des Stamms überhaupt keine kleinen Zweige oder Äste haben. Mehr oder minder gilt das auch für Buchen und die Tarnanzugbäume, wie ich die Platanen taufte, als ich nach London kam.

Mit zwölf war ich zum erstenmal auf einen Hochspannungsmast geklettert. Beim erstenmal stieg ich nur bis zur ersten Querstrebe; die ein Stück höher an den senkrechten Streben angebrachten Klettersperren schüchterten mich ein. Damals war der Drahtschneider noch nicht wie selbstverständlich Teil meiner Ausrüstung. Ich stellte mich auf die Querstrebe und las, was in Druckbuchstaben auf dem kleinen rechteckigen gelben Schild stand: »Lebensgefahr! Betreten verboten!« Mit zwölf glaubst du nicht, daß das Leben gefährlich sein kann, oder du denkst, daß solche Warnungen allenfalls etwas für alte Leute sind und für dich und deine Freunde nicht gelten.

Was ein Hochspannungsmast ist, weiß wohl jeder in etwa, aber für viele, ja für die meisten Leute sind Hochspan-

nungsmaste ein Anblick, der das Auge beleidigt, so daß sie am liebsten tun, als wären die Maste gar nicht da. Deshalb will ich hier einen typischen Hochspannungsmast beschreiben und auch kurz etwas zur Geschichte der Überlandleitungen sagen. Ich werde zumindest versuchen, nicht zu technisch zu werden – aber ich komme nun mal aus der Elektrobranche!

Die ersten Hochspannungsmaste für Überlandleitungen wurden hierzulande von der staatlichen Elektrizitätsgesellschaft Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre aufgestellt, aber die damals für das 132 000-Volt-Netz bestimmten Maste waren viel kleiner als die, die wir heute haben. Sie sahen vermutlich so aus wie in dem Vers von Stephen Spender in einem der zwei Gedichte, die ich kenne, wir mußten es in der Schule lernen:

Die kleinen Hügel hoch steht nun
Beton, der schwarze Drähte mit sich schleift,
Hochspannungsmaste sind die Säulen,
nackt gleich Riesenmädchen, die
ohne Geheimnis sind.

Die heutigen Maste sehen nicht aus wie nackte Mädchen, ich kann mir auch nicht vorstellen, daß sie damals so ausgesehen haben. Sie sehen aus wie Insekten, und zwar wie Insekten aus der Familie der Zikaden oder Grillen.

»Ein Insekt hat sechs Beine«, sagte Daniel, »und der Hochspannungsmast auch. Er ist eine Heuschrecke, die quer über die Felder springt.«

Genaugenommen haben Masten sechs *Arme*, von deren

Enden Isolatoren herunterhängen, die die Leitungen tragen, und sie stehen aufrecht, als ob sie gerade zu einem hohen Sprung ansetzen würden. Die Hängeisolatoren ähneln den Heuschreckenbeinen, und auch der Kopf ist klein wie bei einem Insekt und für manche Leute – nicht für mich! – ziemlich häßlich. Ich liebte die Hochspannungsmaste, liebte sie mehr als Bäume oder Kirchtürme oder anderes, was hoch in den Himmel ragt, ich liebte ihre Macht und Stärke und ihre Gefährlichkeit.

Die Fundamente eines Mastes können bis zu drei Meter in den Boden gehen und sind aus Beton, während die Masten selbst aus Stahl sind, einem Gitterwerk aus Stahlstreben, das unten breit ist und nach oben hin spitz zuläuft wie der Eiffelturm, die großen für 400 000 Volt sind über 50 Meter hoch. Die Freileitung, die gleich neben unserem Haus quer über ein Feld geht, wurde Ende der fünfziger Jahre installiert, um den Strom vom Kernkraftwerk Sizewell an der Ostküste – das man, wie ich später feststellte, vom Landhaus der Silvermans aus gerade noch erkennen kann – nach Essex und Hertfordshire zu transportieren. Das sind die großen Maste für die höchste Voltzahl. Die Verbundnetzgesellschaft, der National Grid, hat dem Mann, dem das Feld gehört, für die Erlaubnis, die Masten aufzustellen, ziemlich viel Geld gezahlt, und man erzählt sich, das hätte es ihm ermöglicht, seine Frau zu verlassen und mit einem Mann zusammenzuziehen, den er seit Jahren liebte.

Der Strom wird durch Seile oder Leitungen transportiert, die unterhalb der Masten in Vierer- oder Zweieranordnung gespannt sind, das heißt, zwei oder vier Seile hängen unter jedem Arm und werden über die ganze Spannweite zwi-

schen den Masten in regelmäßigen Abständen durch Abstandshalter auseinandergehalten. Die Porzellan- oder Glas-scheibensätze, die von den Armen herunterhängen, sind die Isolatoren, die verhindern, daß der Strom durch den Mast zur Erde fließt. Das alles weiß ich inzwischen. Damals wußte ich es nicht. Mit vierzehn hatte ich allerdings ein Buch über die Ausbildung von Elektrikern für die Arbeit an stromführenden Drähten gelesen. Es schien nicht weiter schwierig zu sein, man mußte sich wohl nur ein bißchen vorsehen. In dem Buch stand eine Geschichte über einen Mann, der ein Wegbereiter für die Arbeit an stromführenden Übertragungsleitungen war und sich in einem Stahlgitterkäfig zu der Leitung hatte hochziehen lassen. Dieser Käfig ist der springende Punkt, wie man noch sehen wird. Er hatte sich aus dem Käfig gelehnt und sich an dem Strom seine Zigarre angezündet. Was er gekonnt hat, sagte ich mir, kann ich auch, dumm nur, daß ich nicht rauchte. Im Jahr darauf fing ich mit dem Rauchen an.

Fast alle Hochspannungsmaste haben – etwa in Kopfhöhe vom Boden aus gerechnet – Klettersperren, damit niemand an ihnen hochsteigen kann. Manche davon sind wie ein Flechtwerk aus ineinander verschlungenem Stacheldraht, andere sehen eher aus wie um die Senkrechtstreben gewickelte Rüschen. Daniel sagte, die Maste hätten Strumpfbänder aus Stacheldraht, und daran sehe man doch, daß es wirklich Mädchen seien wie in dem Gedicht, aber wo er mal richtige Strumpfbänder zu Gesicht bekommen hat, weiß ich nicht. Wenn einer wirklich an einem Mast hochsteigen will, hält ihn so eine Sperre nicht auf.

An den meisten hohen Hochspannungsmasten sind vier

Querträger mit kreuzweise angeordnetem Gestänge dazwischen. Darüber ist nur Gitterwerk bis zur Spitze, die eine Dreiecks- oder Pentaederform hat. Auf halber Höhe gehen waagrecht die ersten Arme ab, knapp unterhalb der Spitze die letzten. Als ich Daniel kennenlernte, hatte ich alle Maste auf dem Feld bis zu den untersten Armen bestiegen, dazu war ich entweder dem Stacheldraht mit einem Drahtschneider zu Leibe gerückt oder war später, als ich mehr Übung hatte, innerhalb der Sperre hochgeklettert. Manchmal sah ich, wie die Leute von der Verbundnetzgesellschaft in ihrem weißen Van vorfuhren, um die Klettersperren zu reparieren, die ich demoliert hatte. Unbegreiflich, dieser Vandalismus, sagten Mum und Dad, was sind das für Menschen, die sich an den Klettersperren von Hochspannungsmasten vergreifen, blinde, böswillige Zerstörungswut von irgendeinem Schwachsinnigen sei das, der sich an der Gesellschaft rächen wolle. Niemand hat je erfahren, daß ich es war, niemand hat mich, soweit ich weiß, auf den Masten gesehen. Viele Leute sehen wie gesagt Hochspannungsmaste gar nicht, blenden sie unbewußt aus ihrer Wahrnehmung aus, weil sie für die meisten Betrachter so häßlich sind, wie Spender sie dargestellt hat, Schandflecke in der Landschaft. Und deshalb war ich offenbar bei meinen Klettertouren genauso unsichtbar wie der stählerne Turm, auf dem ich gerade herumstieg.

Daniel ging mit mir in die Schule. Es war eine Art Gesamtschule, die ich besuchte, seit ich elf war. Er kam mit dreizehn, als seine Eltern aus Norfolk herzogen. Er war jünger als ich, aber nicht so erheblich viel jünger, wie behauptet wurde, als er tot war. Ich war im Februar siebzehn geworden, und er hätte im November seinen siebzehnten Geburtstag gefeiert. Im Oktober stiegen wir auf den Mast.

Hierzulande darf man mit sechzehn ein Motorrad fahren. Daniel und ich gondelten auf seiner Motoguzzi kreuz und quer durch Londons Außenbezirke und die angrenzenden Grafschaften. Unseren Eltern war die Maschine ein Dorn im Auge. Mr. und Mrs. Fleetwood wurden nicht müde zu verkünden, daß sie es bereuten, ihm das Motorrad nicht glattweg verboten zu haben, jetzt sei es zu spät, und meine Eltern erklärten mit schöner Regelmäßigkeit, wenn Daniel und ich zusammen wegfuhr, das sei nun aber wirklich das letzte Mal, Dad würde ein Machtwort sprechen, das müsse aufhören. Alle vier sagten sie zu wiederholten Malen, dieses Motorrad würde noch unser Tod sein, in ihrer Jugend sei das noch etwas anderes gewesen, aber heutzutage, bei dem dichten Verkehr und mit den vielen Containertrucks auf den Straßen, sei ein Motorrad einfach zu gefährlich. Die Maschine würde uns das Leben kosten, und es sei nicht recht, daß sie sich unseretwegen so viele Sorgen machen müßten. Wenn das keine Ironie des Schicksals war... Wir sind mit dem Motorrad nie gestürzt, haben nie einen Unfall gebaut, hatten nicht mal einen Beinahzusammenstoß. Erst auf dem Mast holte das Unheil uns ein.

In jenem Sommer liebten wir uns auf den Feldern und hin und wieder, wenn seine oder meine Eltern nicht zu Hause

waren, auch in einem Bett, aber das waren seltene Glücksfälle. Die Eltern eines Mädchens, das ich kannte, hatten nichts dagegen, daß ihr Freund bei ihr im Bett schlief. Das erzählte ich zu Hause, ich erzählte es meiner Mutter, und die erzählte es Dad. Im Grunde wußte ich wohl, daß so was bei uns nicht möglich wäre, aber es konnte trotzdem nicht schaden, sie behutsam vorzubereiten, uns den Weg zu ebnen. Ich verlangte ja gar nicht, daß sie uns jetzt schon als Liebespaar akzeptierten, aber in einer nicht allzu fernen Zukunft, in ein, zwei Jahren vielleicht... Ich ging natürlich davon aus, daß es diese Zukunft für uns geben würde.

Sie waren sehr schockiert über das Verhalten des Mädchens, dessen Eltern es zuließen, daß sie das Lager mit ihrem Freund teilte. Mum und Dad waren in den sechziger Jahren groß geworden, den wilden Jahren, wie man nicht müde wurde, uns zu versichern, einer Zeit der Zügellosigkeit und Promiskuität, der sexuellen Revolution. Falls das stimmte, war es an meinen Eltern vorbeigegangen. Oder aber sie hatten das, was damals war, ein für allemal abgehakt und vergessen. Außerdem habe ich festgestellt, daß das, was Eltern damals recht war, ihren Kindern heute noch lange nicht billig sein darf. Erst nach Daniels Tod habe ich ihnen erzählt, daß wir uns geliebt hatten, daß wir ein Liebespaar gewesen waren, aber ich glaube, das haben sie mir gar nicht abgenommen. Einem verantwortungslosen Geschöpf wie mir, fanden sie, brauchte man überhaupt nichts mehr zu glauben. Aber wir haben uns wirklich geliebt. Wir waren genauso verliebt wie meine Eltern, als sie geheiratet haben. Unsere Liebe wäre doch nicht von Bestand gewesen, sagten sie, und damit hatten sie wahrscheinlich recht. War ihre Liebe von

Bestand gewesen? Ich merkte nichts davon. Aber was weiß ich schon? Nur daß ich ihn in den Tod geschickt habe.

Es nützt nichts, zu sagen, daß ich es nicht gewollt habe. Ich konnte schließlich lesen, was mit schwarzen Buchstaben auf dem gelben Schild stand: *Lebensgefahr*. Ich hatte sämtliche Masten auf dem Feld bestiegen – aber nur bis zu dem untersten Arm, der die Stromleiter trägt. Warum also? Weil ich ihn liebte. Weil er mich liebte und von mir noch mehr bewundert werden wollte, als ich es schon tat. Spiderwoman nannte er mich. Wenn er mir beim Klettern zusah, rief er: »Ich hab dich schrecklich lieb, Spiderwoman.«

Und so fing der Text an, den ich darüber geschrieben habe:

Über das Feld marschierend, in dem Daniel und Clodagh lagen, wie mit Bändern breitbeinig aneinandergebunden, trug die Mastenreihe ihre schwere Last schwarzer Seile. Sie querte das sattgrün und graubraun hingebreitete Land, den beidseitig von Erlen gesäumten Fluß und stieg auf der anderen Seite hoch, wo sich eine Gruppe weißer Häuser zusammenkuschelte und eine weiße Straße sich den Hang emporschlängelte und dahinter verschwand...

Ziemlich schlimm, nicht? Es klang allzusehr nach einem vielversprechenden Oberstufenaufsatz. Vielleicht war der Text gut genug für die Therapeutin gewesen, aber jetzt ist er nicht mehr gut genug für mich oder andere. Ich habe wohl das, was ich wirklich empfand, meinen Schmerz und meine Reue, unter der Schilderung von grünen Fluren und kuscheligen Häusern versteckt. Die Realität war anders. Hier ist sie.

Er wollte auf den Mast. Nicht, weil ich es ihm als Mutprobe oder – wie vielleicht manch anderes Mädchen – als Liebesbeweis abverlangt hätte. Allerdings hatte ich ihm von dem Mann erzählt, der sich seine Zigarre an der stromführenden Leitung angezündet hatte, und danach war er wild entschlossen, es ihm gleichzutun. Mit einer Zigarette.

»Ich könnte meine Zigarette an dem Stromleiter auf halber Höhe anzünden«, sagte er, »und sie dann ganz oben rauchen.«

»Ich komme dir dann gleich nach.«

Ein leises Frösteln überlief ihn, hatte ich geschrieben. Nicht nur, weil es ihm lieber gewesen wäre, wenn sie unten gewartet und zugesehen hätte, wie er sich die Zigarette an dem Stromleiter anzündete, sondern auch, weil er sich zum ersten Mal für sie verantwortlich fühlte. Sie hatte gesagt, daß sie ihn liebte, und dadurch war sie in seine Obhut gegeben, wurde er zu ihrem Hüter.

War es so? Oder habe ich damit nur ihm den Schwarzen Peter zugeschoben?

Die Sonne war gerade erst untergegangen. Er meinte, noch nie einen so roten Himmel gesehen zu haben, die Wolken waren purpurn, das klare Himmelsblau hatte sich in flammendes Gold verwandelt.

»Dann will ich mal los, ehe es dunkel wird«, sagte er.

Er legte eine Hand an eine der Stahlschrägen. Zum erstenmal berührte er einen Hochspannungsmast, er hatte gedacht, der Stahl wäre heiß oder zumindest warm, aber er faßte sich kühl an. Wieder sah er auf. »Da sind ja Fußstützen.«

Die Stufen! Sie stehen in engem Abstand voneinander rechtwinklig von einer der vier Senkrechtstreben ab und können keinen anderen Zweck haben, als das Besteigen des Mastes zu ermöglichen. Ob Daniel das von den Fußstützen und dem Losgehen vor dem Dunkelwerden wirklich gesagt hat, weiß ich nicht mehr, aber an das, was er dann sagte, erinnere ich mich noch. »Da gehen also wirklich Leute hoch – wie auf einer Leiter.« Ich hätte ihm sagen müssen – denn ich wußte es ja –, daß kein Strom floß, wenn sie auf den Mast stiegen. Ich sagte ihm nicht, daß der Mann aus dem Buch in einem Käfig gewesen war und nicht auf dem Mast gestanden hatte. So, wie die Maste dort auf dem Feld standen, glatt, fest und stark, wirkten sie harmlos. Man sagt sich – wenn man sich überhaupt darüber Gedanken macht –, daß sie da nicht stehen dürften, daß der Staat es nicht zulassen würde, wenn sie dem Menschen tatsächlich gefährlich werden könnten. Wir brauchten uns nur vorzusehen, Daniel und ich, dann konnte uns nichts passieren. Und wenn wir dann wieder unten waren, hatten wir den Beweis dafür erbracht, daß die Maste ungefährlich und die Leute, die die Schilder angebracht hatten, einfach überängstlich waren.

»Hast du die Zigaretten?« fragte ich.

»In der Tasche.«

Genug zitiert. Mein Text von damals unterstellt Daniel Gedanken und Gefühle, über die ich im Grunde nichts weiß. Zum Beispiel könnte ich nicht sagen, ob er glaubte, mir dadurch, daß er den Mast bestieg, seine Liebe zu beweisen, oder ob er sich selbst beweisen wollte, daß er keine Angst hatte. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Eins aber wußte ich damals so genau, wie ich es heute weiß: daß er es unbedingt

wollte und nicht etwa unter meinem verderblichen Einfluß gestanden hat, denn ich war nie das, was Guy (auf eine andere Frau bezogen) eine *femme fatale* nannte. Aber ich hätte ihn zurückhalten können, und ich habe es nicht getan.

An diesem Mast waren als Klettersperren die von Daniel so genannten Strumpfbänder angebracht, rüschenartige Stacheldrahtmanschetten an den Senkrechstreben unmittelbar unter der zweiten Querstange. Weil die Stufen erst weiter oben anfangen, mußte Daniel sich auf die unterste Querstange schwingen, mit den Füßen nach einem Halt suchen und sich nach oben ziehen. Der Mast strahlte an jenem Nachmittag oder frühen Abend: Jede Stange, jede Strebe glänzte in der schräg einfallenden Sonne. Bei feuchtem Wetter singen die Masten, die Feuchtigkeit knistert und summt in den Drähten, aber an jenem Tag war unser Mast blank und trocken. Daniel stellte sich auf den Querträger und fing an, den Stacheldraht durchzuschneiden. Das machte er viel ordentlicher als ich, jeden Strang knipste er einzeln durch und bog ihn von sich weg auf die Senkrechstrebe zu. Ich kletterte zu ihm hoch, und als er die Sperre unschädlich gemacht hatte, ließ ich ihn vorgehen. Ich las im Steigen das *Lebensgefahr*-Schild, und er las es auch, sagte aber nichts dazu. Als ich das Schild passierte, ging die Sonne unter, ich sah zu, wie sie hinter dem Horizont versank oder vielmehr – so sollten es alle sagen, die Galileo Ehre erweisen wollen und auf ihre bescheidene Weise etwas von Naturwissenschaften verstehen – wie die Erde sich von der Sonne weg der Dunkelheit zuwandte.

Obgleich wir auf dem Mast noch ziemlich weit unten waren, hatten wir einen schönen Blick auf Felder und Wälder,

das Flußtal und die Hänge am anderen Ufer. Die langen Schatten waren mit der Sonne verschwunden, Dämmerlicht lag über dem Land, und im Westen war der Himmel mattrot mit schmalen schwarzen Wolkenstreifen. Das einzige Haus in Sichtweite war unseres. Im Wohnzimmer und in einem der Schlafzimmer brannte Licht. Inzwischen war der Mast für meine Eltern praktisch nicht mehr zu erkennen, aber sie sahen die Überlandleitung auch am hellen Tage nicht, sie gehörten zu denen, die sie ausblendeten und sich das Feld so vorstellten, wie es Constable vor fast zweihundert Jahren gemalt hatte – ein tief zwischen dichten saftiggrünen Hecken liegendes, von windverwehten Bäumen bestandenes Wiesenstück.

Daniel arbeitete sich auf den Stufen bis zu dem dritten waagerechten Stück vor, wo der Mast merklich schmaler wird, und ich folgte ihm. In meinem Text heißt es, daß der Himmel sich violett färbte und ein einsamer heller Stern aufgegangen war, *ein klares weißes Pünktchen hoch über den fernen Hügeln*. Für mich klingt das heute affektiert, vielleicht war es das auch, ich weiß es nicht mehr. Ich sah, wie Daniel Stufe für Stufe die vierte Querstange passierte und sich dabei an dem Gitterwerk festhielt. Ich ignorierte die Stufen und zog mich am Gitter hoch. Jetzt waren wir beide über 30 Meter hoch. Ich erkannte in der Ferne weitere Häuser oder ihre hellen Fenster und eine Kirche, die im Flutlicht gespensterhaft grünlich leuchtete. Ich fragte Daniel, ob er Lust hätte, auf den Kirchturm zu steigen. Irgendwann mal? An einem Abend ohne Flutlicht?

Von der Brücke her kam ein Mann über das Feld. Es war Guy Wharton, wir waren uns schon ein- oder zweimal be-

gegnet. Er wohnte am anderen Flußufer, war noch ziemlich jung, wenn auch älter als wir, und alles Land hier herum gehörte ihm. Sein Großvater war der Mann gewesen, der die Entschädigung für die Überlandleitung dafür verwendet hatte, mit seinem Liebhaber durchzubrennen, aber den Wohlstand der Familie hatte Guys Vater begründet.

»Hat er uns gesehen?« fragte Daniel.

»Weiß nicht.«

»Na, dann schnell weiter.«

Daniel war jetzt unter dem ersten Arm des Mastes. Ich hatte gedacht, er würde von hier aus die Zigarette anzünden, die Hand nach der untersten Leitung ausstrecken, die an den gläsernen Isolatoren von dem Arm herunterhing, aber er stieg höher. Ich hätte ihn zurückhalten sollen, ich dachte daran und ließ es dann doch, wohl weil ich merkte, wieviel Spaß er hatte. Er lachte, er rief: »Toll hier oben, Spiderwoman!«

»Hab ich dir doch gesagt!«

»Komm ein bißchen höher. Wenn ich meine Zigarette angezündet habe, geb ich sie dir.«

»Komme schon.«

»Wir klettern bis ganz oben und rauchen sie zusammen.«

Er tat etwas, was ich wohl nicht gewagt hätte. Er stieg über die Streben, zog sich hoch und stellte sich auf den untersten Arm, den waagerechten Träger, an dem zwei Leitungen hängen, eine auf jeder Seite. Mit der linken Hand hielt er sich an der Senkrechtstrebe fest, mit der rechten Hand, die Zigarette zwischen den Fingern, langte er nach oben. »Na los!« sagte er. »Na los!«, vielleicht auch: »Famos!« – ich habe nie erfahren, was es war. Aber ich sah ihn

deutlich und werde ihn immer so sehen wie in diesem Augenblick, im Zwielight vor dem dämmerroten Himmel, einen großen mageren Jungen in Bluejeans, der breitbeinig, mit windgezaustem dunklen Haar, auf dem Querträger des Mastes stand. Er lachte, wie berauscht von der Höhe, der Himmelsnähe, war im wahrsten Sinne des Wortes obenauf. Dann langte er zu dem zweiten Arm hoch, dem baumelnden Isolator und dem Stromleiter.

Was jetzt geschah, hätte ich in dem bewußten Text nicht beschreiben können, weil mir das Wissen fehlte. Ich wußte nicht, was passiert war, aber jetzt weiß ich es. Wenn 400 000 Volt von einer Freileitung auf einen Menschen überspringen, der auf dem Mast steht, kommt es zu einer Explosion. Vielleicht nur zu einer kleinen Explosion, aber laut genug und hell genug, um einem angst zu machen. Es ist, als wenn ein Feuerball das Opfer verschlingt. Um jetzt doch mal technisch zu werden: Es ist nicht die Spannung, die durch den Körper fließt, sondern der Strom. Die automatischen Schutzvorrichtungen der Unterstationen an beiden Enden der Leitung bemerken den geänderten Stromfluß und schalten den Strom aus, aber selbst wenn das im Bruchteil einer Sekunde geschieht, können noch 20 000 Ampere durch den menschlichen Körper fließen.

Daniels Körper. Der Blitz war grell und der Knall wie ein Bombeneinschlag. Ich glaube nicht, daß er geschrien hat. Die Wucht der Elektrizität schleuderte ihn vom Mast, aber er stürzte nicht in die Tiefe, sondern verfing sich in dem rautenförmigen Gitterwerk, mit einem Knie hing er von einer Strebe, das andere Bein baumelte frei in der Luft. Ich packte ihn am Gürtel und hielt ihn fest. Halb sitzend hing er jetzt

mit dem Rücken zu mir, mit dem Kopf nach unten und schlaff schwingenden Armen, im Gitter.

Ich rief um Hilfe, so laut ich konnte. »Helft mir!« schrie ich. »Helft mir doch!« Ich weiß nicht, wie lange ich schon geschrien hatte, als Guy über das Feld gerannt kam. Daß es Guy war, nahm ich in diesem Moment kaum wahr. Er sah uns und rief: »Halt ihn fest, ich hole Hilfe!« und rannte zu seinem Wagen, der auf der Straße stand. Autotelefone waren damals noch nicht allzu verbreitet, aber er hatte eins. Ich redete auf Daniel ein, es sei alles in Ordnung, die Hilfe sei unterwegs, ein Krankenwagen würde kommen, sie würden ihn herunterholen. »Es tut mir leid«, sagte ich. »Es tut mir so leid.« Schon in diesem Augenblick sagte ich das. Ich wartete verzweifelt auf ein Wort von ihm. Da wußte ich noch nicht, daß er nicht mehr sprechen konnte, daß er nie mehr sprechen würde.

Für mich war es wohl gut, daß ich erst viel später erfuhr, was sich in einem menschlichen Körper abspielt, durch den so viele Ampere fließen. Er wird gründlich gekocht, von innen nach außen, mit tiefen, ausgedehnten Verbrennungen, häufig bis auf die Knochen. Eine unerfreuliche Vorstellung, bei der man besser nicht verweilt. Ein ruppiger Arzt, der mich offenbar haßte und in mir die Schuldige sah, verglich im Krankenhaus den Vorgang mit dem, was die Mikrowelle mit Fleisch macht.

Es ist ein gewisser Trost, daß das Unfallopfer auf dem Mast höchstwahrscheinlich nichts spürt. Es erleidet einen massiven Schock, der die Nervenenden zerstört. Meist tritt im Krankenhaus der Tod durch eine Sekundärinfektion oder Organversagen ein. Das Körpergewicht ist infolge des

durch die Verbrennungen verursachten Flüssigkeitsverlustes stark reduziert. Manche Menschen überleben so einen Stromschlag, meist aber bleiben sie dann ihr Leben lang Invaliden.

Daniel überlebte ihn nicht. Ich dachte mir, daß er vielleicht schon tot war, während ich ihn am Gürtel festhielt. Er fühlte sich schwer und leblos an. Durch die Fingerknöchel spürte ich Wärme in seinem Körper. Wenn er tot wäre – würde er sich dann noch warm anfühlen? Aber ich verstand ja nichts von diesen Dingen, ich war ahnungslos. Dann hörte ich ein harsches, wimmerndes Stöhnen, ein Geräusch, das mir noch jahrelang in den Ohren klingen sollte, ich höre es noch immer in Augenblicken der Stille und in meinen Träumen. Nachts hält mein Mann mich fest, wenn ich weine und zittere und einen leisen Klagelaut ausstoße wie damals Daniel, ehe ihn ein blasiges Rasseln in der Kehle zum Schweigen brachte. Das war wohl das Leben, das seinen Körper verließ.

Es war fast dunkel. Auf den Hängen um uns herum brannte Licht in den Häusern. Ich stellte mir die Menschen in diesen Häusern vor, die nichts von uns wußten, die nicht wußten, was passiert war, wie wir dort hingen, die einen ganz gewöhnlichen Abend mit Essen, Fernsehen, Reden verbrachten. In dem nächstgelegenen Haus saßen Mum und Dad, auch sie ahnungslos, aber nicht mehr lange. Die Streifenwagen der Polizei, die Krankenwagen und die Fahrzeuge der Verbundnetzgesellschaft – alle würden mit aufgeblendeten Scheinwerfern fahren, die Eltern würden sie die Straße vom Dorf her kommen sehen.

Die Zeit verging. Wieviel Zeit? Ich weiß es nicht, ich habe

nie gefragt, und gesagt hat es mir niemand. Vielleicht waren es Minuten, vielleicht war es eine halbe Stunde. Mein Griff lockerte sich, Daniel sank tiefer, sein Körper fiel kraftlos in sich zusammen, er zog mich mit nach unten. So muß es auf dem Streckbett sein, wenn der Folterknecht die Schrauben fester anzieht. Meine Arme waren so weit gestreckt, daß sie aus den Gelenken zu springen drohten. Daniels Bein rutschte von der Strebe, ich konnte nichts dagegen machen. Er hing jetzt da wie ein Sack, wie ein Tierkadaver am Haken, aber es waren meine Hände, die ihn am Haken hatten, und ich hielt es nicht mehr aus. Es tat unheimlich weh, der Schmerz schoß von den Schultern in ruckartigen Wellen über meinen Rücken und brannte sich in mein Hirn. Auch mein Körper war verkrümmt, mein Kopf drückte sich an Daniels Rücken, und er rutschte immer weiter nach unten, ich würde loslassen müssen. Die Unterarme auf eine Strebe stützend, um nicht selbst zu fallen, öffnete ich die Hände, ich konnte ihn nicht mehr halten.

Er stürzte, ohne den Mast zu berühren, geradewegs nach unten, tiefer, immer tiefer, mit einer leichten Drehung, die Arme ausgebreitet wie Flügel. Das Gras nahm ihn geräuschlos auf, und da lag er, Arme und Beine von sich gestreckt, als die Scheinwerferkegel hinter der Kurve auftauchten. Gottlob gab er keinen Laut mehr von sich. Er war tot.